

Das Echo deiner Wünsche

Ich lag auf dem Rücken. Er befand sich über mir. In mir.

Wer bin ich? Wie sehe ich aus? Irgendwer will immer irgendwas. Gefallen wollen. Bitte, bitte hab mich lieb! Das bin ich.

Überrascht zog ich die Stirn in Falten.

Was WILL *ich*? Was FÜHLE *ich*? Für WEN ist das hier?

Für ihn? Wohl kaum.

Wenn dann sollte es doch wohl für uns beide sein.

Glücklicherweise wusste ich, dass er anders war als alles, was ich bis hierher kannte – aufrichtiger, tiefer. Er würde meinen Gehorsam nicht als Geschenk sehen, sondern als Verrat an unserer Verbindung. Ich glaubte fast, seinen Zorn schon jetzt zu spüren, eine brennende Verletzung bei dem Gedanken, dass ich ihm nur eine perfekte Kopie meiner selbst schenkte.

Mein Blick musste mich verraten haben, oder mein Körper, der die plötzliche Schwere meiner Gedanken weitertrug.

„Wo bist du gerade?“, fragte Liam.

„Ich bin hier.“, antwortete ich mechanisch.

„Nein, Alice. Du bist irgendwo in deinem Kopf, aber nicht bei mir. Ich sehne mich nach deiner Nähe. Und dabei geht es nicht darum wie oft wir miteinander schlafen, sondern darum, wie echt es sich anfühlt.“

Damit hatte ich nicht gerechnet. Er traf einen empfindlichen Punkt. Mein ganzer Körper versteifte sich und der weiche, verletzte Teil in mir begann sofort sich noch ein Stückchen weiter zurück zu ziehen.

„Zu viel Nähe ist gefährlich“, zischte der Drache der Angst in meinem Kopf.

Nein!, antwortete ich ihm, und es war das erste Mal, dass ich ihm wirklich widersprach. *Ich weiß, du willst mich schützen, aber in Wahrheit hinderst du mich daran, wirklich zu leben.*

Ich traf eine Entscheidung. Ich atmete aus und ließ die Maske fallen.

„Ich habe Angst“, flüsterte ich tonlos.

„Wovor?“ das Erstaunen in Liams Stimme war echt.

Ich hielt seinem Blick stand, ließ die Tränen zu, ohne mich wegzudrehen. Das war meine Wahrheit, und ich schenkte sie ihm. „Vor dem Schmerz. Solange ich eine Rolle spiele, solange ich nur das Echo deiner Wünsche bin, bin ich sicher. Wenn ich eine Rolle spiele, muss ich nicht echt fühlen, keine Echte Nähe zulassen. Und dann tut es später nicht so weh. Dann wenn du vielleicht nicht mehr da bist.“

Tränen stiegen mir in die Augen.

Erschrocken sah er mich an. „Ich wusste nicht...“

ER verstummte. Ich bewegte mich nicht, ich wich seinem Blick nicht aus. Ich war nicht mehr die, die gefallen wollte – ich war die, die es wagte, echt zu sein. Er hielt inne, als würde er mich zum ersten Mal wirklich sehen.

Ich hatte aufgehört, die Erwartungen zu spiegeln, und einfach den Raum geöffnet.

Im Sog der stillen Wellen

Es war ein später Nachmittag, und das Licht im Zimmer war bereits weich und schläfrig. Liam lag über mir; seine Bewegungen waren fest und intensiv, hart. Aber in seinem Blick lag der Hauch einer Frag, so als würde er immer noch darauf warten, ob ich wirklich bei ihm blieb oder wieder in die Sicherheit meiner Gedanken flüchtete.

Ich spürte das vertraute Ziehen in meiner Brust – diesen alten Impuls, jetzt besonders „schön“ wirken zu wollen oder seine Erwartungen zu erraten. Doch diesmal unterbrach ich den Kreislauf. Ich schloss die Augen, nicht um mich zu verstecken, sondern um die Welt da draußen auszusperren.

Lass los, flüsterte ich mir innerlich zu. *Sei einfach nur da*.

Ich atmete tief in meinen Bauch, genau dorthin, wo Liam mich berührte. Mit jedem Atemzug wurde die kritische Beobachterin in meinem Kopf leiser. Ich plante nicht mehr, wie meine Hand auf seinem Rücken liegen sollte; ich spürte einfach nur die Wärme seiner Haut und den gleichmäßigen Rhythmus seines Herzens gegen mein eigenes. In mir begann etwas zu fließen. Es war ein langsamer, tiefer Strom. Ich leistete keinen Widerstand mehr und hielt nichts mehr zurück.

Ich hatte in diesem Moment Lust auf ganz langsamen Sex. Auf dieses tiefe, intensive Spüren, auf das reine Da-Sein – ganz und gar nah, Haut an Haut, Atem in Atem. In diesen Augenblicken gelang es mir endlich, das ewige Nachdenken abzustellen. Die kritische Beobachterin in meinem Kopf schwieg; ich vergaß, wie ich aussah, welche Pose ich einnahm oder was ich als Nächstes tun sollte. Ich plante nicht mehr. Ich funktionierte nicht mehr. Ich floss einfach.

Und immer wenn das geschah, wenn ich mich in diese bodenlose Tiefe fallen ließ, riss meine Lust ihn hoffnungslos mit. Es war, als würde mein Loslassen einen Sog erzeugen, dem er nichts entgegenzusetzen hatte. Es machte ihn wahnsinnig, und er genoss diese Wehrlosigkeit zutiefst. Er konnte gar nicht anders, als seinen Widerstand aufzugeben und sich meinem Rhythmus anzupassen. Er ließ sich von den Wellen tragen, die wir gemeinsam schlugen, hörte auf, seine Handlungen zu planen, und floss einfach mit mir.

Dort entstand echte Nähe, ohne Masken, ohne Sicherheitsseil.

Es war eine nackte, unverstellte Begegnung. Für mich war das ein unglaublich machtvolles Gefühl – die Entdeckung, dass meine wahre Kraft nicht in der Kontrolle lag, sondern in meiner vollkommenen Präsenz. Und für ihn war es mindestens ebenso erfüllend, weil er mich endlich ganz erreichte. Es war ein Moment von unendlicher Weite, echter Verbundenheit und heilsamer Einheit.

Der Tempel der eigenen Grenze oder Die Architektur der Selbstbehauptung

Ich lag unter ihm, spürte seinen harten stetigen Rhythmus. An manchen Tagen liebte er es so. Manchmal genoss ich diese Härte, manchmal war es einfach seine Lust, die mich trug. Es tat ja nicht weh. Eigentlich.

Doch plötzlich stieg ein Bild in mir auf – ein Fragment aus einer Vergangenheit, die ich längst hinter mir geglaubt hatte. Es traf mich mit einer Wucht, die mich augenblicklich klein und hilflos werden ließ. Die Gegenwart verschwamm, die Verbindung zu ihm riss ab wie ein dünnes Seil. Ich wollte nur noch weg, wollte, dass es aufhörte.

„Du kannst jetzt nicht einfach aufhören“, mahnte der vertraute, alte Drache der Angst in meinem Kopf. „Er wird es nicht verstehen. Er wird dich verlassen.“

Mit einem Kopfschütteln versuchte ich den Gedanken zu vertreiben, nahm all meinen Mut zusammen und stoppte die Bewegung.

„Was ist los?“, fragte er irritiert.

„Ich will nicht mehr.“ Meine Stimme war fest, obwohl mein Inneres zitterte. Es gab keine weitere Erklärung; ich konnte mich jetzt nicht nackter machen, als ich ohnehin schon war.

„Okay“, antwortete er, und der Unterton von Enttäuschung und Ratlosigkeit war unüberhörbar. Aber das war zweitrangig. Zum ersten Mal akzeptierte ich die Kälte, die eine Grenze mit sich bringen konnte. Ich stand für mich ein, ungeachtet der Distanz, die nun zwischen uns wuchs.

(Er löste sich schwerfällig von mir. Das Bett federte nach, als er sich auf die Kante setzte und mir den Rücken zukehrte. Die plötzliche Kälte der Raumluft auf meiner verschwitzten Haut fühlte sich an wie ein scharfer Kontrast zu der Hitze von eben.

Stille dehnte sich zwischen uns aus, dickflüssig und schwer. Ich hörte seinen unregelmäßigen Atem

und das leise Knacken seiner Fingerknöchel – ein Zeichen seiner Anspannung. Mein Herz hämmerte gegen meine Rippen, ein wildes Tier im Käfig, das noch nicht begriffen hatte, dass die Gefahr vorerst gebannt war.

„Habe ich etwas falsch gemacht?“, fragte er schließlich, ohne sich umzudrehen. Seine Stimme klang belegt, eine Mischung aus Sorge und unterdrückter Frustration.

Ich starrte an die Decke, wo die Schatten der Straßenlaternen ein bizarres Muster warfen. Der Drache in meinem Kopf triumphierte: *Siehst du? Jetzt fängt es an. Die Rechtfertigung. Die Schuld. Die Distanz.*

„Nein“, sagte ich leise, aber bestimmt. „Du hast nichts falsch gemacht. Es hat nur ... nichts mehr mit dir zu tun.“

Das war die Wahrheit und gleichzeitig die größte Mauer, die ich zwischen uns errichten konnte. Ich spürte, wie er den Kopf senkte. Er verstand nicht. Wie sollte er auch? In seiner Welt war Sex ein Austausch von Nähe, in meiner war er gerade zu einem Schauplatz alter Geister geworden.)

Heilsames Begehren

Ich spürte noch das wohlige Zucken tief in meinem Innern. Mein ganzer Körper kribbelte, während die Extase langsam abebbte. Er hatte mich geleckert – zärtlich, hingebungsvoll, wundervoll -, und ich genoss den Moment vollkommener Hingabe.

„Hast du Lust, ihn in den Mund zu nehmen?“, fragte er leise. Ich stockte mitten im Atemzug, hielt einen Moment inne.

Wollte ich das?

Ganz ehrlich: Nein. Ich wollte einfach nur bei mir sein, dem Gefühl nachspüren und die Ruhe genießen.

Aber ist das nicht unfair? Wo er sich doch gerade so liebevoll um mich gekümmert hatte...

Ein NEIN das ich früher übergangen hätte - aus Pflichtbewusstsein, für den Ausgleich, aus Angst vor Ablehnung.

Doch wir beide hatten uns einen so ehrlichen, heilsamen Raum geschaffen, dass sich ein falsches „ja“ gefährlich anfühlte.

„Komm schon. Tu es!“ forderte der Drache in mir. „Sonst musst du es dir beim nächsten Mal selbst machen. Er wird gehen, wenn du ihn nicht zufriedenstellst.“

„Nein“, sagte ich deutlich, auch wenn mein Blick sich fast entschuldigend in seinem verding.

„Ehrlich gesagt gerade nicht.“

Er sah mich anerkennend an und zuckte entspannt die Schultern. „Hast du was dagegen, wenn ich es mir selbst mache?“, fragte er dann.

Ich grinste erleichtert. „Nein, überhaupt nicht.“

Neugierig beobachtete ich ihn und streichelte seinen Körper, während er sich selbst berührte. Ich genoss seine Lust, während ich einfach nur da sein durfte. Und dabei geschah etwas Unerwartetes: Die Hitze kehrte zurück. Ich spürte die Feuchtigkeit zwischen meinen Schenkeln immer deutlicher, bis ich begann, ihn innig zu küssen.

„Streichelst du meine Brüste?“, fragte ich kühn, im vollen Bewusstsein, dass ich nun sogar noch etwas forderte.

„So gern“, gab er prompt zurück. Ich verlor mich in seinen Berührungen, bis die Lust wieder so stark wurde, dass ich es kaum noch aushielt.

„Ich will dich in mir spüren“, flüsterte ich. „Hast du Lust?“

„Immer, Liebste“, antwortete er und wir genossen die liebevolle Verbindung, die unser beider Körper als brandende Wellen durchlief, bis wir uns zum Schluss ineinander verloren - jeder ganz bei sich und doch vollkommen eins.